

(Nachdruck verboten.)

9)

„Gräff!“

(Trauermahlzeit.)

Von Timm Kröger.

Jörn Suhr hatte ein müdes, verträumtes Auge. Und war auch ein Träumer. Träumer und Träume bedürfen aber eines Symbols, woran ihr Sinnen emporklettern kann. Dazu diente unserm Jörn das Blühende, das Silberne, das sein Futteral barg.

Geizhälse setzen sich in eine Ecke und zählen Geld. Jörn Suhr öffnete in Stunden der Andacht sein Futteral und erfreute sich an den blanken Sachen und an den roten Steinen.

Einmal hatte er es wieder getan und das Futteral dann auf das Gerüst und sich ins Bett gelegt und war eingeschlafen, — da fielen plötzlich Messer, Gabel und Löffel auf die Bettdecke. Und eine Stimme sagte laut und deutlich: „Jörn, sieh, das ist dein Löffel und das dein Messer und das deine Gabel, nun gehts bald zu Gräff.“ — Aber Jörn sprach: „Zu welcher Gräff? Ich weiß von keiner.“ — Da antwortete die Stimme: „Kleingläubiger! Es flog eine Seele in den Himmel.“ — Und dabei nannte sie den Namen eines Mannes im Dorf.

Jörn Suhr richtete sich im Bett auf, fand auf seiner Decke nichts und merkte wohl, daß er geträumt habe. Er versuchte, sich auf den Namen, der ihm im Traum genannt worden war, zu besinnen, konnte es aber nicht, froch tiefer unter die Decke und schlief wieder ein.

Und siehe! — Er träumte denselben Traum noch einmal. Das Futteral ließ seinen Inhalt auf die Decke fallen, eine Stimme rief ihn zur Gräff und nannte ihm einen Namen. Und wieder wachte Jörn auf und konnte sich nicht auf den Namen besinnen. Und zum drittenmal wiederholte sich der merkwürdige Traum.

Um 5 Uhr brachte Maleen, wie immer, den Kaffee vors Bett.

„Das hat heut' Nacht einen Toten gegeben,“ erzählte sie, „Stoffer Kühl hat n Schlag gekriegt.“

Da wußte Jörn Suhr es: „Stoffer Kühl,“ das war der ihm im Traum genannte Name.

Und nach drei Tagen aßen Jörn Suhr und Peter Heesch auf Stoffer Kühls Gräff.

Von da an gehörte der prophetische Traum zu einer Gräff so gut wie der Tod zur seligen Reiche. Es war eine gespenstische Erscheinung, aber Jörn Suhr wurde sie vertraut wie der Tiefstand seines Wetterglases vor dem Gewitter. — Halb fühlte er sich als Seher gehoben und begnadet, vor allen Dingen aber empfand er die frohe Zukunft der kommenden Gräff.

Von seinen Träumen sagte er keinem Menschen. Selbst zu Peter sprach er nur die fünf Worte: „Es gibt bald wieder frisch Supp.“ — Keine Silbe mehr.

Peter verstand. „Frisch Supp“ war das Kennwort für Gräff. — Peter Heesch fragte nicht, woher ihm die Kunde komme. Er antwortete nur: „Das ist ja schön.“

Kurbel und Zeitenrad — — — Tag fiel auf Tag. — Ein paar Jahre fielen.

Jörn Suhr verlor die Rüstigkeit, er wurde mager. Wenn er zu Gräffs ging, ah er fast nichts, er tat höchstens so. Wenn die Wirte ihn ermunterten, zuzulangen, lächelte er mit dünnen, weißen Lippen und — dankte.

Jörn Suhr war krank, er fuhr zum Doktor nach der Stadt, er nahm Medizin, er wurde immer kleiner, er fiel aus den Kleidern, — das schwarze Zeug, das er bei Gräffs trug, schlotterte.

Eines Tages hörte er, daß sein Doktor bei Reimer Franzen sei. Der Dienstjunge hatte ein Bein gebrochen. Mit Frau Franzen war er verwandt, weitläufig zwar, aber Frau Franzen mühte sich doch um ihn. Jörn ging nicht oft hin, nun aber beschloß er es zu tun.

Er traf den Doktorwagen abgespannt auf der Hofstelle,

das Dielektor offen und auf der Tenne eine gedroschene Buchweizenlage. Er sah und hörte keinen Menschen. Lautlos ging er auf dem dick umhergestreuten „Kaff“ über die Diele.

Plötzlich kamen Stimmen aus der Diele kammer. Es waren der Frau Franzen und des Doktors Stimmen. Er vernahm seinen Namen, er stand still und hörte zu, was man von ihm sprach.

„Ja, liebe Frau,“ sagte der Doktor, „so rasch wirds gerade nicht zu Ende gehen. Aber, wenn Ihr Ohm noch Testament machen will, dann möglichst bald!“

„Ach Gott, du leiver Gott! Ward he denn ni wa?“

„Ja, Frau Franzen, . . . man kann nicht wissen.“

„Denn is dat woll Kreiv in de Nag, Herr Doktor?“

„Kann alles sein.“

Jörn Suhr machte Kehrt, ging leise die Diele hinter, dahin, wo er hergekommen war, ging über die Hofstelle und aus dem Hektor.

Auf dem Wall wuchsen große Dornbüsche. Dahinter fühlte er sich geborgen, da stand er einen Augenblick still.

„Sieh,“ sagte er für sich, „wenn man Glück hat, da steh ich auf der Diele im Kaff und spare Gebühren und Kosten.“

Die Kopteinslage ist ein Mittel Ding zwischen Acker und Wiese, — das, was man bei uns Weide nennt. Nach der Dorfseite auf festem Ackerboden wächst der Knick, an dem einstmal das Leibgericht ausgefragt worden war. Nach Westen zu fällt das Gelände, da sind Wiesen, wassersüchtige, morastige Wiesen. Wall und Knick gleiten dahin, aber es geschieht in langsamer, trostloser Bindung, — kahl und mager und verdrossen, als seien sie entschlossen, unter keinen Umständen in die grünen, kalten Winsen hinabzugehen.

Nach dem Dorf hin mitten im Knick steht die Eiche, die wir schon kennen. Es ist ein unbekümmerter Baum geworden. Er kämpft Tag für Tag mit den ewigen Winden. Mit starken Armen greift er in die Luft, die Stürme zu fassen und hofft, es werde noch mal gelingen.

Die zerrenden Winde haben ihn kurz gehalten und haben ihn krumm gebogen. — Das macht aber nichts, er wurde um so zäher und stämmiger. Wie eine dicke Runzel-eiche steht er da mit gewundenen, muskelgeschwellten Armen. Die Winde blasen und die Eichenäuste greifen. In die Ewigkeit greifen sie hinaus.

Seit ein paar Wochen kommt ein alter, ein kleiner, grauer Mann. Der Wall hat einen Viehsteig, sonst könnte der Greis mit seinem Stecken gar nicht hinaufkommen. So schwach ist er. Und wenn er auf den Wall hinauf ist, prüft er mit den Augen den starken, muskelgeschwellten, hundert Zweige, hundert Hände ausstreckenden Ast. Des Alten Auge prüft die Tiefe, die Lippen bewegen sich. — Die Bitterhand des Greises tastet und fühlt den starken, den in die Ewigkeit hinausgreifenden Ast.

Die Frau von Reimer Franzen ist gekommen und hat Jörn Suhr vorgeredet, ob es nicht besser sei, „Lebens und Sterbens wegen“ Testament zu machen. Und Jörn hat gesagt: „Ja, Wieb, dat is beter, un ik will daran denken.“

Zu Peter Heesch sagte er eines Tages: „Peter, in vor Dag gint wa frisch Sopp.“

„Dat is jo schön,“ erwiderte Peter Heesch, nicht anders, als er sonst antwortete. —

Jörn Suhr steht vor ihm, besinnt sich verloren in sich hinein, kaut an den Lippen und setzt hinzu: „Ik bön dar awer ni mit bi.“

Peter Heesch kommt das sonderbar vor, er lacht und sagt: „Schmad man ni. — Re Gräff — un du ni bi?“

Schon am Nachmittag desselben Tages erwiderte Peter den Besuch und ging zu Jörn.

„Hest all hört?“ fragte er. „Nä, wat denn?“ — „Gans Thun ist wa dar.“ — „Gans Thun?“ — „Ja, Gans Thun is int Armenhus un is güstern abend antom.“

Gans Thun, das war derselbe, der im Beginn unserer Geschichte Nalshuppe lobte.

Er und das Leben hatten sich gegenseitig leicht genommen. Zu Geld und Gut hatte er es nicht gebracht, aber ein lustiger Kerl war er geblieben. — Er kroch dem lieben Gott noch immer langher auf den Tisch und guckte ihm in den Topf, wenn es was Gutes gab. Der Herr der Erde nahm ihm das nicht weiter übel, deckte ihm aber immer feltener was Rederes.

Hans Thun hatte eine kleine Landstelle gehabt und von seinen Hypotheken und Schulden herrlich und in Freuden gelebt, so lange, wie es ging. Vor einem Duzend Jahre ist aber das rücksichtslose Gericht gekommen und hat das Grundstück an den Meistbietenden verkauft.

„Mir recht,“ sagt Hans Thun, „das Gutsbesitzersein habe ich ohnehin satt, ich lebe um so besser aus freier Hand.“

Er lebte aus freier Hand, bis ihm der Gerichtsvollzieher Bratpfannen und Suppenterrinen wegtrug.

„Nun habe ich von jeder Sorte nur noch eine,“ sagte Hans Thun, „und das paßt sich nicht für einen Mann, wie ich bin. Da nehme ich lieber meinen Stod und seh, wo ich ein billiges Gasthaus finde.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte der sieben Gehängten.

Aber das lag ja so klar auf der Hand, daß Muzja keine Lust hatte, es weiter nachzuweisen — und sicher hatte Werner es jetzt auch selbst begriffen. Vielleicht aber sträubte sich ihr Denken nur dagegen, an einem einzelnen Gegenstande zu haften — vielleicht wollte es frei hinschweben, wie der Vogel, der die uferlosen Horizonte überfliehet, dem der ganze weite Raum, die ganze Tiefe, die ganze lachende Heiterkeit des köstlichen blauen Himmels lockend offen steht. Immer wieder klangen die Glodenschläge durch die tiefe Stille; und mit diesem harmonischen, von fern her tönenden Klange verschmolzen sich ihre Gedanken und begannen gleichfalls zu klingen; und zu Musik wurden ihr die leicht hingleitenden Bilder. Es war ihr, als fahre sie in stiller, dunkler Nacht, auf breitem, ebenen Wege dahin, unter Schellengeläut, auf weichen schaukelnden Sprungfedern. Alle Sorge, alle Aufregung war gewichen, der müde Körper war gleichsam im Dunkel aufgelöst, und das von süßer Mattigkeit umfangene Denken schuf gleichmäßig seine lichten Bilder und berauschte sich an ihrer farbigen Pracht, ihrem stillen Frieden. Muzja gedachte dreier Genossen, die jüngst gehängt worden waren — so freudestrahlend, so verklärt waren ihre Gesichter gewesen, und ihr so vertraut — vertrauter als jene, mit denen sie im Leben zusammen war. So gedenkt am Morgen freudig der Mensch des Heims seiner Freunde, in das er des Abends, ein grüßendes Lächeln um den Mund, einzutreten gedenkt.

Ganz müde war Muzja schon und ging immer noch umher. Dann legte sie sich behutsam auf die Pritsche und fuhr fort, müde leicht geschlossenen Augen zu träumen. Immer wieder klangen die Stundenschläge durch die lautlose Stille, und im Strome der Tontwellen schwammen sanft die leuchtenden, singenden Bilder.

„Das also ist der Tod?“ dachte Muzja. „Mein Gott, wie schön ist er doch! Oder ist's das Leben? Ich weiß nicht, weiß nicht. Ich werde schauen und hören.“

Längst schon, seit den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft, hatte ihr Gehör zu phantazieren begonnen. Es war sehr empfänglich und gewann noch an Schärfe in der Stille, auf deren Hintergrund es aus den spärlichen Motiven der Wirklichkeit, den Schritten des Wachtpostens auf dem Korridor, den Stundenschlägen der Uhr, dem Rauhsen des Windes auf dem eisernen Dache, dem Klirren der Laternenscheiben, ganze musikalische Gemälde entwarf. Anfangs fürchtete sich Muzja vor ihnen und suchte sie zu verschneiden, wie krankhafte Halluzinationen, dann aber begriff sie, daß sie selbst gesund war, daß nichts Krankhaftes in diesen Tongemälden lag und überließ sich ihnen in Ruhe.

Und jetzt vernahm sie plötzlich ganz klar und deutlich die Klänge eines Militärmarfes. Verwundert öffnete sie die Augen und hob den Kopf empor — durchs Fenster blickte die Nacht, und die Turmuhr schlug eben die Stunde. „Schon wieder!“ dachte sie gelassen und schloß wieder die Augen. Und kaum hatte sie sie geschlossen, als von neuem die Musik ertönte. Ganz deutlich hörte man, wie um die Ecke des Gebäudes, von rechts her, die Soldaten einschwenkten ein ganzes Regiment und wie sie am Fenster vorüberzogen. Gleichmäßig schritten sie auf der hartgefrorenen Erde im Takt dahin: eins — zwei, eins — zwei! Man hörte sogar, wie ab und zu das Stiefelleber knarzte, wie plötzlich ein Fuß ausglitt und gleich wieder in Richtung kam. Und immer näher kam die Musik: ein gänglich unbekannter, doch sehr klangvoller, flotter Festmarsch. Irgend eine Feier ward jedenfalls in der Festung begangen.

Jetzt ist das Musikkorps gerade vor dem Fenster, und die ganze Zelle ist voll von fröhlichen, rhythmischen, harmonisch vielstimmigen Akkorden. Nur die große Messingtrompete bläst falsche, schrille Töne, verspätet sich oder eilt hastig voraus — Muzja sieht den kleinen Soldaten, der sie bläst, sieht seine ängstliche Physiognomie und muß lachen.

Sie ziehen vorüber. Die Schritte verhallen: eins — zwei, eins zwei. Aus der Ferne tönt die Musik noch schöner und lustiger. Noch ein- oder zweimal schrillt froh-bergnügt der falsche Ton der Messingtrompete — dann ist alles still. Und wieder schlägt vom Turme die Uhr, langsam, traurig, kaum die Stille unterbrechend.

„Sie sind fort!“ denkt Muzja mit leiser Trauer. Es tut ihr leid um die entschwindenden Klänge, die so munter und drollig waren; leid tut ihr's auch um die abreiten kleinen Soldaten, die davonmarschieren sind, weil sie mit ihren Messingtrompeten und den knarrenden Stiefeln ganz anders gartet sind als jene, auf die sie aus ihrem Browning hatte schießen wollen.

„Nun doch, weiter!“ bittet sie freundlich. Und weiter in stetem Wechsel, schweben die Bilder heran. Sie senken sich zu ihr nieder, umschweben sie als durchsichtige Wolke und heben sie empor — dahin, wo die Zugvögel fliegen und wie Herolde rufen. Rechts, links, oben und unten — überall rufen sie gleich Herolden. Weit hin tönt ihr Schrei und gibt Kunde von ihrem Plage. Weit holen die Fittige aus, und die Finsternis trägt sie wie auch das Licht, und auf der gewölbten Brust, die die Luft durchschneidet, spiegelt sich von unten mit bläulichem Schimmer die strahlende Stadt.

Immer gleichmäßig schlägt Muzjas Herz, immer ruhiger und leiser atmet sie. Sie schläft ein. Ihr Gesicht ist müde und bleich; unter ihren Augen sind dunkle Ringe und um den Mund spielt ein Lächeln, und so schlank sind die zarten, jungfräulichen Arme. Morgen, wenn die Sonne aufgeht, wird eine verzerrte Grimasse dieses menschliche Anklitz entstellen, wird ein Blutstrom dieses denkende Hirn überfluten, werden diese Augen gläsern aus den Höhlen treten — heut aber schläft sie sanft und lächelt in ihrem Traum von der großen Unsterblichkeit.

Muzja ist eingeschlafen. Im Gefängnis aber regt sich ein seltsames Leben, unhörbar und doch vernehmlich, blind und doch scharf spähend, wie heimliche Unruhe. Irgendwo geht man umher. Irgendwo flüstert man. Irgendwo flirrt eine Waffe. Es scheint, daß jemand geschrien hat. Oder vielleicht hat auch niemand geschrien — vielleicht schien es nur so in der Stille.

Lautlos senkt sich das Fensterglas in der Tür — in der dunklen Oeffnung erscheint ein dunkles, bärtiges Gesicht. Eine ganze Weile starrt es auf Muzja mit erstaunten Augen — und ver-schwindet lautlos, wie es erschienen ist.

Die Turmuhr läutet und singt — qualvoll, lange. Wie auf einen hohen Berg klettert die müde Uhr zur Mitternacht empor, und immer mühevoller, immer schwerer wird ihr der Aufstieg. Sie strauchelt, gleitet aus, rollt stöhnend herab — und kriecht wieder mühsam empor zu ihrer schwarzen Höhe.

Irgendwo geht man umher. Irgendwo flüstert man. Und schon werden die Pferde vor den laternenlosen schwarzen Wagen gespannt. —

7. Es gibt einen Tod, und es gibt ein Leben.

Ueber den Tod dachte Sergej Solowin nie weiter nach, er war für ihn etwas durchaus Nebensächliches, das ihn nichts weiter anging. Er war ein kräftiger, gesunder, heiterer junger Mensch, dem jene ruhige, klare Lebensfreudigkeit eigen war, die jeden schädlichen, lebensfeindlichen Gedanken und jede Empfindung solcher Art rasch und spurlos aus dem Seelenleben ausscheidet. Wie alle Wunden, Stiche und Schnitte bei ihm schnell vernarben, so stieß sein Gemüt alle peinlichen, schmerzlichen Eindrücke ab, ehe sie noch tiefer gedrungen. In jede Beschäftigung und Unterhaltung, mochte es das Photographieren, das Radfahren oder die Vorbereitung eines terroristischen Aktes sein, trug er denselben ruhigen, lebensfreudigen Ernst hinein: alles im Leben muß man heiter, alles im Leben mit Ernst, alles gut machen.

Und er machte in der Tat alles gut: ganz vortrefflich handhabte er die Segel auf seinem Boote, ganz ausgezeichnet schoß er aus seinem Revolver; er war treu und zuverlässig in der Freundschaft wie in der Liebe und glaubte fanatisch an das „Ehrenwort“. Die Genossen lachten ihn darum aus — wenn ein Spion, sagten sie, ein Späht, ein notorischer Spitzel ihm sein Ehrenwort gebe, daß er kein Spitzel sei: würde er, Sergej, ihm wohl glauben und kameradschaftlich die Hand schütteln?! Nur einen Fehler hatte er: er bildete sich ein, daß er schön finge, während er in Wirklichkeit keine Spur von Gehör hatte, ganz abscheulich gröhle und selbst die revolutionären Lieder falsch sang; lachte man ihn dann aus, so war er beleidigt.

„Entweder seid Ihr alle Esel, oder ich bin ein Esel,“ sagte er ernst und tief getränkt. Und ebenso ernst entschieden die andern nach reiflicher Ueberlegung:

„Du bist der Esel. Deine Stimme verrät Dich.“ Aber gerade um dieses Fehlers willen liebte man ihn, wie das öfter bei guten Menschen zu sein pflegt, vielleicht mehr als um seiner Vorzüge willen.

Den Tod fürchtete er so wenig, und so wenig dachte er an ihn, daß er an jenem verhängnisvollen Morgen, bevor sie das Quartier von Tanja Kowalschuk verließen, der einzige war, der, wie es sich

gehört, mit Appetit frühstückte: er trank zwei Gläser Tee, halb mit Milch gemischt, und aß eine ganze Semmel zu fünf Kopelen auf. Dann warf er einen sehnsuchtsvollen Blick auf Berners Brot, das noch unberührt war, und sagte:

„Und Du — warum ist Du nicht? Ich doch, das gibt Dir Kraft.“

„Ich mag nicht.“

„Na, dann esse ich's auf. Darf ich?“

„Meinetwegen. Du hast einen gesegneten Appetit, Serjoschal“

Statt der Antwort begann Sergej mit vollem Munde, natürlich falsch, zu singen:

„Feindsel'ge Stürme dräuen über uns . . .“

Nach der Verhaftung war Sergej in trüber Stimmung: das hatten sie nicht gut gemacht, das war ein böser Durchfall; aber er sagte sich: jetzt heißt es, etwas anderes gut machen — nämlich das Sterben, und er wurde wieder ganz vergnügt. Und so seltsam es klingen mag: schon am zweiten Morgen, den er in der Festung verbrachte, begann er mit gymnastischen Übungen nach dem höchst rationalen System eines Dänen namens Müller, dessen begeisterter Anhänger er war. Er zog sich nackt aus und führte zur größten Verwunderung des ihn unruhig beobachtenden Wachtpostens alle achtzehn vorgeschriebenen Übungen exakt aus. Die Tatsache, daß der Posten ihn beobachtete und sichtlich verwundert war über seine Experimente, konnte ihn als Verfächter des Müller'schen Systems nur freuen; und wenn er auch wußte, daß er keine Antwort bekommen würde, sagte er doch zu dem durch das Fensterchen starrenden Auge:

„Ja, Bruder, die Sache ist nicht ohne — das kräftigt! Es müßte bei Euch im Regiment eingeführt werden!“ rief er in überzeugungsvollem Tone, doch freundlich genug, um den Soldaten nicht zu erschrecken. Er ahnte nicht, daß dieser ihn einfach für verrückt hielt.

Die Todesfurcht trat an Sergej nur allmählich, gleichsam ruckweise heran: als wenn jemand mit der Faust ausholte und ihn von unter her mit aller Kraft gegen das Herz stieße. Es wahr mehr schmerzhaft als furchtbar. Die Schmerzempfindung vergeht — nach ein paar Stunden aber erscheint sie von neuem, und jedesmal wird sie stärker und andauernder. Und schon beginnt sie, wenn auch erst unbestimmt, die Umrisse irgendeines großen, unerträglichen Grauens anzunehmen.

„Hab' ich am Ende Furcht?“ fragte sich Sergej verwundert. „Das wäre doch sehr töricht!“

(Fortsetzung folgt.)

Schülerelbstmorde und Schulsünden.

Von Otto Rühle.

II.

Eine Untersuchung speziell der Schülerelbstmorde haben Gutstadt für die Jahre 1883—1888 und Eulenburg für die Jahre 1880—1903 vorgenommen. Gutstadt untersuchte 289 Fälle (240 Knaben und 49 Mädchen), davon entfielen 82 auf höhere, 207 auf niedere Schulen. Von ersteren haben sich wegen Examenfurcht, Nichtversekung und nicht bestandenen Examsens 15 Knaben, von letzteren aus denselben Gründen je ein Knabe und ein Mädchen getötet. Sonstige mit dem Schulbesuch zusammenhängende Gründe waren bei fünf Knaben höherer Schulen, acht Knaben und einem Mädchen niederer Schulen für die Tat bestimmend gewesen. Eulenburg stellte aus den Akten des preussischen Kultusministeriums für 1880—1903 insgesamt 1152 Schülerelbstmorde fest; davon 812 Fälle in niederen, 340 in höheren Schulen. In mehr als einem Drittel der Fälle waren Furcht vor Strafe, vor dem Examen, Scham über Nichtversekung die Beweggründe der Tat; in 10 Proz. der Fälle bildeten Geistesstörung, nervöse Ueberreizung usw. den Grund.

Aus beiden Statistiken geht klar und unzweifelhaft eine schwere Schuld der Schule hervor. Examenplage und Zensurenfurcht, zwei alte Uebel besonders der höheren Schulen, dazu Furcht vor Strafe, die in erster Linie die Gemüter der Volksschüler in Schrecken versetzt, treiben einen beträchtlichen Prozentsatz der jugendlichen Selbstmörder in den Tod. Man weiß, daß die Schulprüfungen auf die körperliche Gesundheit vieler Schüler einen zweifellos nachteiligen Einfluß ausüben. Dr. Ignatiess hat gefunden, daß 79 Proz. der von ihm beobachteten Schüler während der Prüfung durchschnittlich 1½ Kilogramm an Gewicht verloren; zu ähnlichen Resultaten kam Dr. Rosinzoff. Ersterer gelangte zu der Ueberzeugung, „daß unter den gegebenen Umständen die Examina in ihrer Wirkung auf den jugendlichen Organismus einer schweren Krankheit vergleichbar seien, welche bedeutende Störungen der Ernährung und der Gewebe zur Folge hat und jedenfalls auch dasjenige Organ nicht unberührt läßt, welches während der Examinationsperiode am angestrengtesten arbeitet, das Gehirn“. Beide Beobachter halten die große nervöse Erregung, in welche die Kinder während der Prüfung geraten, die ihnen den Schlaf, den Appetit raubt und sich in Form von Furcht,

allgemeiner Unruhe, geblühter oder krankhaft gehobener Gemütsstimmung äußert, für sehr verhängnisvoll. Gar viel, bemerkt hierzu noch Dr. Baer, trägt zu der unheilvollen Wirkung die übermäßige Bedeutung bei, die das moderne Familienleben dem Fortkommen der Kinder in der Schule beimißt. Bildet doch in der Familie, namentlich der mittleren und oberen Gesellschaftsklassen, die Jenjur, der Schulplatz, die Versekung der Kinder den Mittelpunkt aller Ereignisse, um die sich zeitweise alles dreht. Steht nun der Schüler in den meist überfüllten Klassen dem pädagogisch und psychologisch nicht immer genügend befähigten Lehrer fremd und ungekannt gegenüber, ist er zeitweise sogar seiner vor- und eingebildeten Meinung preisgegeben, ist der Lehrer häufig wegen Mangels an Zeit und Gelegenheit nicht imstande, die Eigenartigkeit des Schülers kennen zu lernen, so kann es nicht ausbleiben, daß er den einen oder anderen der Schüler falsch beurteilt und durch eine falsche, vielleicht auch ungerechte Behandlung in die Verzweiflung treibt. Man wird also, und auch Siegert teilt diese Meinung, einen Teil der Kinderelbstmorde „aus getränktem Ehrgeiz“ ebenfalls mit auf das Konto der Schule setzen müssen. Bei Gutstadt sind dies 19 Fälle von 289. Vielleicht auch „religiöse Schwärmerei“, die ja im Religionsunterricht unserer Volksschule eine ausreichende Vorbereitung und Anbahnung findet. Im übrigen ist durch zahllose von berühmten und hervorragenden Pädagogen, Ärzten usw. (Griesbach, Wagner, Tripier, Remfies, Argel Stey, Mosso, Crisman, Kraepelin usw.) vorgenommene Untersuchungen ein Einblick in den Unterrichtsbetrieb höherer wie niederer Schulen gewonnen worden, der im vollsten Umfange bestätigt, daß „ein irrationell ausgeführter Schulunterricht einen krankhaften Einfluß auf das Nervensystem auszuüben sehr wohl geeignet ist“. In unseren Schulen ist leider durchgängig ein solcher irrationell ausgeführter Schulunterricht anzutreffen. Siegert, der selbst Lehrer ist, hält die Unterrichtsziele der Volksschule für zu hoch, eine Ansicht, der wir nicht beipflichten können. Würde durch Befestigung des Religionsunterrichts den Kindern mehr Freiheit, Zeit und Kraft für wissenschaftliche Stoffe eingeräumt, so wäre die Ueberbürdung des Geistes, die Malträtierung des Gedächtnisses, die Ueberspannung der Nerven bei weitem nicht so groß wie heute, wo man mit Dogmen die Denkkraft erstickt und mit Widersprüchen das Gedächtnis verwirrt. Aber sonst hat Siegert recht, wenn er schreibt: „Wir fordern nur zu oft pädagogisch nutzloses und psychologisch Unmögliches, Dinge, welche wohl zum augenblicklichen Prahlen, aber nicht zur bleibenden Förderung der Entwicklung des Geistes geeignet sind. . . . Man werfe die systematisch zusammengelagelten Lehrpläne ins Feuer und schaffe neue, einfache, von hygienischen Grundsätzen beratene, die mit dem unnützen Gedächtnisballast endgültig aufräumen, die kräftezerpflitternde Weltwissenerei vermeiden, dem Unterricht einen einheitlichen Zug geben und die Kindertwelt zur edlen Einfachheit und Natürlichkeit im Denken, Fühlen und Wollen zu erziehen vermögen. . . . Und laßt den Körper nicht die Fortschritte des Geistes bezahlen. Beschafft für die Bildung des Körpers die erforderlichen Mittel und gewährt die hierzu nötige Zeit. Steigert die Körperkraft, stärkt die Nerven, bringt Gleichgewicht in die Ausbildung von Körper und Geist. Gebt Raum dem fröhlichen Kinderspiel, der Körperübung in Luft und Sonnenschein. Veranlaßt von Schullwegen Spaziergänge in Wald und Feld . . . so erzieht ihr Kinder, denen der Selbstmordgedanke auch nicht im Schlafe beikommen kann.“

Alle diese Schattenseiten und Uebelstände des Schulbetriebes wirken aber nicht entfernt so stark, so ängstlich und lähmend auf das Kind ein wie die Furcht vor Strafe. Der abscheuliche Schulbäbel, der zur Schande unserer vielgepriesenen Erziehungskunst noch immer Herrschaftsrechte in den Schulklassen und auf den Schulklassenhöfen genießt, hat sicherlich die meisten Kinder in den Tod gejagt. „Furcht vor Strafe“ stellt unter den jugendlichen Selbstmördern, namentlich Volksschülern, mit das stärkste Kontingent. Nach den angeführten amtlichen Ermittlungen nahmen sich von 104 in Frage kommenden Volksschülern 43 Proz., von 85 Volksschülerinnen 65 Proz. aus dieser Ursache das Leben. Eulenburg stellt 85 von ihm gesammelte Schülerelbstmordfälle zusammen, von denen in 4 Fällen die Motive unbelannt sind; in 12 Fällen aber bildeten Schläge, Furcht vor Schlägen sowie Drohungen mit Schlägen, Wortwürfe und Zurechtweisungen die Selbstmordursache. Auf höheren Schulen darf nicht geprügelt werden; die oben erwähnte Statistik wies denn auch unter 62 Fällen nur einen einzigen auf, in dem die Furcht vor Schlägen der Anlaß zum Selbstmord war. Mit dem Stode treiben Eltern und Lehrer aus den Kindern nicht bloß alle Selbstachtung und Selbstständigkeit, alle besseren Herzenregungen und edleren Gefühle hinaus, sie treiben die Bedauernswerten sogar in den Tod. In zahllosen Fällen, wo Furcht vor Strafe als Selbstmordmotiv in den Statistiken verzeichnet ist, haben eingehende Ermittlungen ergeben, daß es sich immer um Schulstrafen handelte. Je roher und ungezügelter die Strafdisziplin des Lebens ist, je mehr das Kind sich vor den harten Züchtigungen und Mißhandlungen des Lehrers ängstigt und fürchtet, desto begründeter ist der Vorwurf, den man diesem System zu machen berechtigt ist. Wenn Eulenburg, Siegert, Gramzow u. a. meinen, es komme nur selten vor, daß der Schule nach dieser Richtung hin ein Verksulden beizumessen sei, so kennen sie die Volksschule nicht oder sind zu sehr Partei, um objektiv zu urteilen.

Der selbst die Volksschule acht Jahre lang besucht hat, der weiß, daß es da Hiebe knippelnd regnet und daß oft um lächerlicher Lappalien willen geradezu barbarische Züchtigungen verhängt werden. Alle jene Prügelpädagogen aber sind Mitleidige an dem namenlosen Elend und Jammer, der in den Kinderelbstmorden — nicht tödlich, nein zu einem winzigen Teil — zum Ausdruck gelangt. Und uns dünkt es ein Verbrechen, diese furchtbaren Tatsachen zu verschleiern.

Unsere offizielle Erziehung, an der nur der Besitz interessiert ist, verschlingt — wie die militaristische „Erziehung“, ihre leidhaftige Milchschwester — Gelatomben an Gut, Blut und Leben, die das Volk opfern muß. Die einen aus Ursachen, die ihre Herrschaftsstellung im Klassenstaate mit Kastenordnung und Berechtigungsverfahren bedingt; die anderen unter dem Druck der Knechtschaft und Armut; die sie in des Lebens Niederungen vertiefen. Ungefährdungs liegt in beidem — nur die Veseitigung der Klaffen den Gegensätze in der Gesellschaft vermag auch auf diesem Gebiete zu einer Gesundung der Zustände zu führen.

(Nachdruck verboten.)

Tage der Rosen.

„Rosenpraecht, wohin ich schweife; alles glüht im Venusstern!“ So singt Liliencron von diesen Tagen des Sommers, wo am Baum die Rosenroschen blühen und in Park und Garten die stolzen Gelbrosen auf schlanken Stämmchen sich wiegen. Es ist die beruhende Vereinerung von Farbe, Form und Duft der herrlichsten Art, was dieser Blume den festsenden Weinamen der Blumenkönigin verschafft hat. Und sie ist wirklich eine Königin, deren Herrschaft über Sinn und Gemüt der Menschen durch die Jahrtausende ununterbrochen gewährt hat. Keine noch so schöne und stolze Blüte macht ihr den Rang auf die Dauer streitig. In der Geschichte der Blumen wechseln die Lieblinge der Menschen ganz wie andere Dinge nach den launenhaften Bevorzugungen und Abneigungen der Mode! bestimmte Zeiten haben ihre bevorzugten Blumen, und ein geistreicher Causseur, ein Franzose, hat gesagt, daß die Blumen der Ausdruck des Gesellschaftscharakters seien. Die Hortensia, die Dahlie, die Camellie, die Tuberosa, das Chrysanthemum — alle hatten sie ihre Zeit, alle prangten sie einmahl als Modeblüten im Knopfloch des Salonfracks oder am Busenstreif des Wallkleides, aber alle verschwanden sie auch wieder. Die Rose aber blieb und festelte nach wie vor durch Duft und Farbe alle empfindenden Menschen.

In uralten Gräbern, die man auf 5000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung ansieht, hat man Münzen gefunden, die das Gepräge der Rose zeigten. Bei Indern und Aegyptern genoß die Rose religiöse Verehrung, und im Zendavesta der Perser ist sie schon ein heiliges Symbol. Bei Babyloniern und Aegyptern erscheint auf Metall oder Stein die Rose als Schmuck und als Sinnbild der Freude. Die Poesie der Perser ist voll vom Preise der Rose, nach der Saadi das eine seiner großen Lehrgedichte „Gulistan“, den Rosengarten nannte; ein unbekannter Dichter schrieb ein Gedicht auf die Rose von vielen tausend Versen. Mohammed verheißt den Gläubigen, daß sie im Paradies bei den Souris unter Rosen ruhen sollen.

Vom Orient kam das Licht und die Schönheit, der Sonnenkult und die Rosenpoesie zu uns. Ueber die Meere wandelte die Rose herüber, aus Kleinasien über die Inselbrücke ins Land der Hellenen, und hier erst recht ward sie Sinnbild und Zeichen alles Schönen, Heiteren, Duftigen. Die Dichter kränzten ihr Haupt mit Rosen und erfannen immer neue Wären von der Entstehung der hundertblättrigen Duftvergeuderin. Keiner anderen Göttin als der Aphrodite konnte sie geweiht sein. Als diese aus dem Schaum des Meeres stieg, wie wollte man da die Stirn der Schönheitsgöttin schmücken? Da ließ die Mutter Erde die Rose hervorpreußen und weihte sie zur Blume der Liebesgöttin.

Die Blume der Lebensfreude, die Aphrodites Muschellwagen umkränzte, sie umwindet auch den Becher des Weingottes Dionysos. Die weiße Rose soll sich zur roten ungefärbt haben, als Dionysos einen Tropfen seines Weines auf die Rose fallen ließ, die der Aphrodite Busen schmückte. Seine Diener aber, alle, die sich beim Becher einen, tragen den Kranz aus Rosen auf dem Haupte. Doch selbst: auch Helates, der Totengöttin, Stirne ist von Rosen umwunden, und das Symbol der Schönheit wird Sinnbild der Vergänglichkeit, des Todes; entblättern, im eigenen Dufte sterbend, liegen die Rosen auf dem Grabeshügel. . . . Andertwärts jedoch, im fruchtbaren Kampanien, wucherten die Zentifolien in überwältigender Fülle; zweimal im Jahre blühten die Rosen in Paestum. Wie mag die Freude hier geseucht haben um diese Tempel, um deren Säulen sich die Rosen wanden! Heut liegen sie tot und einfam in schauriger, sumpfiger Niederung, und nicht ein einziges Röslein wuchert mehr aus den Spalten zwischen den Steinen hervor. „Freund, denke dir die Seelenlosen: in Paestum blühen keine Rosen!“ so rief schon schmerzvoll trauernd der alte Italienerpilger Seume aus. Und die alten Römer hatten die Rose so geliebt. Sie feierte alle ihre Freudenfeste und Orgien mit. Scharitische Rosenlager schmückten die römischen Gastmähler. Von Rosenwein und Rosenhonig erzählt das Kochbuch eines römischen Schlemmers. „Sub rosa“, unter der als Zeichen vertraulicher Ver-

schwiegenheit aufgehängten Rose, kauften Freunde im Gespräch ihre Geheimnisse aus. Marc Anton wünschte, daß man sein Sterbett mit Rosen bedecke. Im Winter züchtete man die Rosen in Treibhäusern oder bezog sie aus dem heißen Aegypten. In den Gärten umblühten tausende von Rosen das alte Rom. Bei einem Gastmahl vergeudete Nero für 600 000 Mark Rosen, und die Locken triefen vom Rosenöl.

Als aber das Christentum die Welt eroberte, mußte auch die Blume der Sinneslust Buße tun. Sie gesellte sich mystisch zur keuschen Lilie, und die Phantasie der Priester schwärmte vom Blute Christi, das in der roten Rose sein Symbol fand, wie einst das Blut des Geliebten der Venus. Die weiße Rose aber ward ganz zur Totenblume. In den Katakomben der ersten Christen finden sich vielfach stilisierte Rosen, denen man offenbar mystische Bedeutung zuschreiben muß. Die Blumen überhaupt gelten hier als Sinnbilder des Sieges über das Irdische; oft findet man neben oder auf dem Kreuze Rosen dargestellt, — es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen“, wie es auch in Goethes tief sinnig-mystischem Gedichte „Die Geheimnisse“ heißt. Die Vollenbung ist damit symbolisiert. Religionsgeschichtlich erwiesen ist, daß mystische Züge von Aphrodite auf Maria übertragen worden sind; auch die Rose ist eine solche Uebertragung. Die Madonna saß im Rosenhag, wie Schongauer oder Murillo sie gemalt haben. Die heilige Cäcilie umkränzte ihre Harfe mit Rosen; Leonardo da Vinci malte eine Cäcilie mit der hundertblättrigen Rose. Von den zahlreichen Legenden, die die Verwandlung von Lebensmitteln in Rosen berichten, ist das Rosenwunder der heiligen Elisabeth allbekannt. Franz von Assisi wälzte sich, um sein Fleisch zu töten, auf Dornen. Bald entsprossen dort, wo das Blut des Heiligen geflossen war, weiße und rote Rosen. Im 12. Jahrhundert errichteten die Päpste den Orden von der goldenen Rose, und heute noch weiht der Papst am Sonntag Laetare die goldene Zudenrose.

Was aber hat die Tugend mit der sinnlich flammenden und duftenden Venusblume zu schaffen? Nein, sie gehört den Liebenden und den Dichtern. Mit der Nebe darf sie sich umflechten, wie sie es auf dem Grave Tristans und Isolde tat; in Rosengärten darf sie duften, wie in jenem wunderbaren bei Worms, von dem die deutsche Heldenlage erzählt. Kriemhild, die schöne Tochter des Königs Siebich, war die Bestherin des Gartens; eine Meile war er lang und eine halbe breit; ein feiner Seidensaden aber umspannte ihn und zwölf Helben hüteten sein, unter ihnen der Werber um Kriemhild, Siegfried. Doch Dietrich von Bern mit elf Helben, darunter der bärentäppische humoristische Mönch Ilhan, rüden gegen den Rosengarten an und heize Kämpfe entbrennen. Schließlich siegt Dietrich und empfängt einen Kuß und einen Kranz aus Rosen von Kriemhild, während sich Ilhan vor Uebermut in den Rosen wälzt. Von solchen Rosengärten weiß die Sage noch aus vielen Gegenden zu erzählen, offenbar in lebendiger Erinnerung an Stätten, wo die Pflge der Blumenkönigin eifrig betrieben ward. Die alten Germanen schon hatten ihre Frühlingsfeiern gern auf Plätzen abgehalten, die von Rosenhecken eingehengt waren.

Zahlreich, ja unzählbar sind die Gedichte in allen Sprachen, die dem Preis der Rose singen; sie blüht und duftet in den Liedern aller Dichter, im schlichten Volksliede vom Heideröschchen wie in der üppigen Strophe, die den Reiz der Geliebten mit der Blumenkönigin vergleicht. Wie verschwenderisch etwa das Bild Petrarca's: „Wenn weiße Rosen irgendwo mit roten und goldenen Gefäßen beieinander stehen, mein' ich ihr lieblich Angesicht zu sehen.“ Wie lebendig dichtet Shakespeare: „Furchtsam auf Dornen stand der Rosen Schwarm, hier vor Verzweiflung weiß, dort rot vor Scham.“ Im deutschen Volksliede sind die Rosen im besonderen die Blumen der Liebe; das Rosenbrechen hat leicht verständlichen symbolischen Sinn. Ueberhaupt diente die Rose vielfach als Symbol und Wappenbild. Der Krieg der roten und der weißen Rose ist nach den Wappenblumen der Häuser Lancaster und York benannt. Luther ließ sich „ein schön Bitschier“ anfertigen, einen Siegelring, der ein schwarzes Kreuz im roten Herzen zeigt, das mitten in einer weißen Rose steht. Auf symbolische Gedanken geht auch die Anwendung der Rose als Zeichen der Bauhütten und Freimaurer zurück. Die Dichtung hat vielfach in Märchen wie in dem von Dornröschen oder in dem reizenden Märchen des Kobaldis „Hyacinth und Rosenblütchen“ von der Blumenkönigin erzählt, ja bei romantischen Dichtern wird gern die Verwandlung eines Menschen in eine Rose als Motiv verwendet. Der zarte, früherstorbene Ernst Schulze erzählt in seinem romantischen Gedicht „Die bezauberte Rose“ von der schönen Prinzessin Klotilde, die aus der Rosengestalt nur wieder zum Menschen werden konnte, wenn der rechte Gemahl komme. Drei Kaiser umwerben sie vergeblich, aber dem Liede des Sängers Alpin öffnet sie sich, die bezauberte Rose wird wieder zur Prinzessin. Von einer menschengewordenen Blume singt auch Camillo Horn in seinem allzufühlichen Gedicht von „der Rose Pilgersfahrt“, das durch Schumanns Vertonung Dauer gewonnen hat. Die Zahl der Rosenlieder in der lyrischen Dichtung von Walther bis zu Goethe und zur Gegenwart ist Legion.

Ein duftender Teil der Welt ist die Rose und ihre Geschichte von Kultur und Poesie der Menschheit. Die einst als eine Fremde zu uns kam, ist nun Weltbürgerin geworden.

Felix Zimmermann.